

grations- und damit die Zuständigkeitsebene der Naturwissenschaft. Gottes Wirken – wie bei *Alexandre Ganoczy* – da ansetzen zu wollen, wo der Zufall wirkt, käme nach Peacocke einer metaphysischen Überhöhung des Zufalls gleich. Statt dessen sieht er in „Gott letztlich Grund und Quelle sowohl des Gesetzes (der Notwendigkeit) als auch des Zufalls“ (122). Dem Zufall kommt dabei die Rolle einer Möglichkeitsevaluation im Felde der Schöpfung zu.

Gott schränkt zum Zweck der Ermöglichung von Komplexität, von Bewußtsein und Freiheit seine Allmacht und Allwissenheit ein. Er wählt dazu gewissermaßen in dem, was uns naturwissenschaftlich als anthropisches Prinzip zugänglich ist, solche physikalisch-kosmologischen Parameter, die in eine unprognostizierbare Welt der Heisenbergschen Unschärfe und der nichtlinearen dissipativen Systeme führt. Zur Klärung des Verhältnisses von selbstbeschränkter Allmacht und Allwissenheit Gottes einerseits und verheißener Heilsvollendung andererseits bemüht Peacocke die „Von-oben-nach-unten“-Kausalität, die sich auf das Ganze eines Systems bezieht, ohne die Subsysteme unmittelbar zu beeinflussen. Der zur Erde fallende gefüllte Luftballon nimmt die in ihm befindlichen Gasmoleküle mit, das heißt überlagert deren zufällige Verteilung im Raum, ohne diese Zufälligkeit aufzuheben oder zu kennen.

Über den Zustand einzelner Moleküle im System gibt es nur stochastische, zugleich aber über den Zustand des Gesamtsy-

stems definitive Gewißheit. In diesem Verhältnis stehen Freiheit des einzelnen und Heilsgewißheit im Ganzen. Auch das den materiellen Körper von den Neuronen bis zum den Muskelfasern bewegende intentional-mentale Ereignis benutzt er im Sinne der „Von-oben-nach-unten“-Kausalität als Verstehensmodell für die Gott-Welt-Interaktion, ohne daß dies selbst schon richtig verstanden worden wäre.

Peacocke beschreibt Gott mit verschiedenen Bildern, unter anderem dem eines Komponisten, der aus einem sehr einfachen Thema (einige wenige anfängliche Naturkonstanten) unter Verwendung von zufälligen Elementen (unprognostizierbare Mutationen und Systemeigenschaften) und durch Anwendung notwendiger Elemente (Naturgesetze) auf dem Improvisationsweg eine hochgeordnete Fuge entstehen läßt, die bei Verzicht auf irgendeines dieser Elemente nicht hätte entstehen können, und deren Endgestalt dem Komponisten selbst nicht vorab klar war.

Nach der Lektüre von Peacockes Arbeiten fällt es zumindest schwerer, weiter aufgrund einer theologischen Empirievergessenheit naturwissenschaftliche Fakten zu ignorieren und an den Geschöpfen vorbei über den Schöpfer nachdenken zu wollen. Wenn in irgendeinem Denklabor die Fusion von katholisch (respektive evangelisch), ehrlich und intelligent erwartet werden darf, dann im dialogischen und hier am ehesten im Hochsicherheitstrakt des noch „Häresieverdächtigen“.

Ulrich Lüke

Vom Schmuddel-Talk zum Trash-TV

Neuerliche Kritik an den Talkshows

Trotz der „Freiwilligen Verhaltensgrundsätze“, die die deutschen Fernsehsender im letzten Sommer zu befolgen gelobten, ist die Diskussion um die Talkshows am Nachmittag (vgl. HK, November 1998, 547) wieder aufgeflammt. Günther Grempe, Leiter der Abteilung Kirche und Medien im Bischöflichen Ordinariat des Bistums Mainz und Vertreter der katholischen Kirche bei der rheinland-pfälzischen Landesmedienanstalt, leuchtet die Hintergründe des Konflikts aus.

Volle vierzig Jahre strahlte das deutsche Fernsehen Talksendungen aus, bis die Gespräche ins Gerede kamen. Angefangen hat es genau genommen mit Werner Höfers Internationalem Frühschoppen im August 1953. Aber was hat diese Runde sonntags um Zwölf – heute der „Presseclub“ – noch mit der werktags gesendeten „Vera am Mittag“ gemein? Nichts!

65 Talkshowformate zählte die Medienforschung Ende 1998, klassifiziert in sechs Typen: politische Gesprächsrun-

den, Kultur-Talkshows, Menschen/Zeitläufte-Talkshows, Daily-Talkshows, Late-night-Talkshows und Sport-Talkshows (Media Perspektiven 12/98). Größter Anbieter sind ARD und ZDF. Doch von den öffentlich-rechtlichen Talks interessieren in diesem Zusammenhang höchstens jene vier Stunden „Fliege“, mit denen die ARD von montags bis donnerstags dem Publikumsgeschmack Tribut zollt. Die anderen 55 Stunden wöchentlichen *Daily-Talk* liefern PRO 7, Sat.1 und RTL. Dieses Angebot garantiert den Zuschauerin-

nen und Zuschauern von montags bis freitags, jeweils von 10.00 bis 17.00 Uhr, den nur durch Werbepausen unterbrochenen Blick in Nachbars Garten. Und nicht nur dorthin: Wohn- und nicht weniger die Schlafzimmer stehen ebenfalls weit offen.

Läßt man politische Gesprächsrunden einmal außer acht, dann begannen die der Unterhaltung zuzuordnenden Talkshows im Frühjahr 1974 mit „Je später der Abend“ (ARD) und „III nach neun“ bei Radio Bremen. Diese wie ihre Folgeformate lebten und leben davon, prominente Zeitgenossen ins Gespräch zu ziehen und dabei auch deren private Seiten zu beleuchten. Diese vorzugsweise in den dritten Programmen der ARD angesiedelten Formate gönnen ihren Zuschauern also durchaus auch den Blick ins Private. Solche Talkshows brauchen die Eliten und bestätigen damit die publizistische Regel, nach der Kommunikation in den Medien durch gesellschaftliche Repräsentanten geführt wird. Dies gilt natürlich in erster Linie für die Nachrichten-, Wirtschafts- und Kulturseiten, aber auch für die Unterhaltung. Prominenz ist in jeder Sparte ein journalistisches Kriterium. Selbst in der Kirche: am liebsten möchten alle zu allem und jeden den Vorsitzenden der Bischofskonferenz.

Eine Bühne für intime Mitteilungen

Mit diesem Schema haben die Daily-Talkshows radikal gebrochen. Für ihren Bereich haben sie die *Eliten abgeschafft*. Im Prinzip hat jeder die Möglichkeit, zu sagen, was ihm gefällt. Was dabei an Themen ansteht, haben schon viele Zeitungen teils ernsthaft, teils in satirischer Zuordnung veröffentlicht, am umfangreichsten „Die Zeit“ in ihrer Ausgabe vom 10. Juni 1998 unter der Überschrift „Wörter Deutsche öffentlich reden“. Eine ganze „Zeit“-Seite enthält nichts als die aufgereihten Sendetitel von März bis Mai 1998. Eine Fundgrube von banal bis obszön!

In dem Maße, in dem die Prominenten vor der Studiötür bleiben, erhalten Privatpersonen Bühne, Licht und Mikrofon für ihre privaten, oft intimen Mitteilungen. In den gegenwärtig zwölf Daily-Talkshows werden pro Jahr gut 20 000 Talk-Gäste verschlissen. Pastor *Jürgen Fliege* (vgl. HK, August 1999, 382 f.) erinnerte sich in einem Gespräch mit kirchlichen Vertretern in den Aufsichtsgremien daran, daß er noch vor wenigen Jahren privat und öffentlich für einen Gegensatz gehalten habe. Dies als unzutreffend erkannt zu haben, sei für ihn eine Kolumbus-Entdeckung gewesen. Um in Fliegens Bild zu bleiben: offenbar ein Eiland, das anderen noch verschlossen ist – so der Zeitschrift „Psychologie heute“, die im Blick auf die Talkshow-Moderatoren von „Ersatztherapeuten ohne Ethik“ spricht.

Oder dem epd-Berichterstatte von den Marler Tagen der Medienkultur (1996): „Wer Themen und Personen aus stinknormalen Talkshows Revue passieren läßt, der kann nur zu

dem Schluß kommen: Scham und korrespondierende Peinlichkeiten, das ist vielen fremd geworden“. Ähnlich äußerte sich Medien-Bischof *Hermann Josef Spital* (Trier) im Juni 1997: Die Tendenz, intimste Details an die Öffentlichkeit zu zerren, sei „zutiefst menschenfeindlich. Was im vertrauten Kreis möglicherweise gesagt werden kann, wird als Aussage vor dem Fernsehen nicht nur peinlich, sondern auch zerstörerisch“.

Wir hätten einen falschen Schambegriff, kontert Fliege in einem Interview der „Süddeutschen Zeitung“ den Vorwurf, die Leute mit dem Leid anderer Leute zu unterhalten (17.7.99). Probleme, Krankheiten, Liebesgeschichten, das seien Themen erster Wahl. Fliege wird hier zitiert, nicht weil er „schlimmer“ wäre als seine Talk-Kolleginnen, sondern weil er sich mehr als alle anderen Moderatoren zusammen öffentlich zu diesem Genre äußert und sich rühmt, „kleine Geschichten an die große Glocke zu hängen“. Seine Schlußfolgerung: „Da müßte doch das Herz jedes Demokraten aufgehen!“

Dazu besteht allerdings wenig Anlaß. Denn privat und öffentlich auseinanderzuhalten, war ja gerade ein Ergebnis der demokratischen Freiheitsbewegung. Bedeutende Publizisten und ihre Organe haben für den Schutz der Persönlichkeitsrechte gekämpft. Da mutet es fast als ein Treppenwitz an, wenn publizistische Institutionen wie das Fernsehen daran gehen, diese Errungenschaften wieder zu zertreten. Das Argument freilich, die Fernseh Bühne für jedermann zu öffnen, wird gern als Ausdruck demokratischen Bewußtseins verkauft. Bei näherem Hinsehen merkt man aber leicht, daß alle politologischen und philosophischen Überlegungen an der Kasse abzugeben sind.

Auf den Punkt gebracht, geht es bei den Daily-Talks ums Geld und die Marktanteile – was eigentlich dasselbe ist. Diese ernüchternde Erkenntnis muß man jedenfalls aus einem Gespräch ziehen, das der Ausschuß für Jugendschutz der rheinland-pfälzischen Landesmedienanstalt (LPR) mit dem Programmdirektor von Sat.1 geführt hat. Nach einer völlig indiskutablen Folge von „Vera am Mittag“, in der mittags zwischen 12.00 und 13.00 Uhr abstruse Beispiele unter dem Titel „Sex – das Spiel ohne Grenzen“ gezeigt worden waren, ging die erste Einlassung des Programmchefs in die Richtung: die anderen sichern sich am Nachmittag wichtige Marktanteile, wir müssen nachziehen. Im Frühjahr 1996 hatte Sat.1 gerade sein erstes Talkformat am Tag gestartet. Die „anderen“ waren damals in erster Linie RTL. Seit 1992 war *Hans Meiser* im Programm, eskortiert von *Bärbel Schäfer* und *Ilona Christen*. PRO 7 hielt mit *Arabella Kiesbauer* dagegen. Lauter preiswerte, um nicht zu sagen billige Fernsehminuten, die da, manchmal drei Shows an einem Tag, hintereinander weg produziert werden.

Bald schon wurden diese Sendungen von öffentlicher Auseinandersetzung begleitet. Schon 1994 beklagte *Peter Glotz* bei den Stendener Medientagen eine zunehmende Intimisie-

zung der Massenkommunikation und äußerte die Besorgnis, daß die Zurschaustellung des Privatlebens in der Familie, am Arbeitsplatz, im gesellschaftlichen und politischen Leben Spuren hinterlasse, die unser Land verändern.

Wenn Probleme schwer lösbar scheinen, setzt man eine Kommission ein oder vergibt eine wissenschaftliche Untersuchung. Genau das tat die Landesanstalt für Rundfunk Nordrhein-Westfalen (LfR). Im Januar 1995 beauftragte sie das Psychologische Institut der Universität Köln unter Leitung von Gary M. Bente, die Motive, Angebotsweisen und Wirkungen des *Affektfernsehens* zu erforschen. Der Begriff „Affektfernsehen“ signalisiert, daß nicht nur die Talkformate untersucht wurden, wenn sie auch das meiste öffentliche Interesse fanden. Die Ergebnisse sind auf 463 Seiten veröffentlicht. (Gary M. Bente und Bettina Fromm: *Affektfernsehen. Motive, Angebotsweisen und Wirkungen*, Opladen 1997).

Was motiviert die Talk-Gäste zum Auftritt?

Wenn das Medium Fernsehen als flüchtig gilt, dann erst recht das hier zur Debatte stehende Genre. Die meisten der heute ausgestrahlten und diskutierten Talkshows konnten mangels Existenz noch gar nicht von Bente untersucht werden. Die problematischen Talkshows entwickelten sich aus heutiger Sicht erst richtig, nachdem die Recherche abgeschlossen war. Trotzdem enthält die detail-verliebte Arbeit viele noch gültige Einsichten. Zum Beispiel die Klassifizierung der Talk-Gäste. Was motiviert jene 20 000 Menschen zum Auftritt?

Bente beschreibt acht Typen: (1) den Fernsehstar: Er will sich einmal persönlich in Szene setzen; (2) den Patienten: Er möchte in seinen Problemen erkannt und öffentlich ernst genommen werden; (3) den Kontakthaner: Er sucht Beziehungen; (4) den Ideologen, der seine Botschaft los werden will; (5) den Propagandisten: Er hat kommerzielle Verkaufsinteressen; (6) den Anwalt in eigener Sache: Er stellt seinen Fall dar und hofft im Fernsehen auf die Gerechtigkeit, die ihm vor Gericht versagt blieb; (7) den Rächer: Sein Thema ist meist eine ehemalige Beziehung, über die er ohne Gegenrede herziehen kann; (8) der Zaungast: Er will mal das Fernsehen kennenlernen und selbst mitmachen.

Zur Bente-Studie gehörte auch eine Darstellung der Korrelation von Themen und Einschaltquoten. Das Ergebnis: Die *Sex-Themen*, derentwegen Talkshows zunächst in Verruf gekommen sind, führen nicht zu signifikant besseren Quoten. Insgesamt erweckte die Präsentation der Bente-Untersuchung im Mai 1997 bei vielen den Eindruck: alles nur halb so schlimm. Ohne der Studie zu nahe zu treten, wollten aber viele Beobachter, auch in den Landesmedienanstalten, dieses Bild nicht einfach stehenlassen, zumal die täglichen Fernsehbilder und -töne einen anderen Eindruck vermittelten. So äußerten zum Beispiel die Mitglieder der Programmaus-

schüsse der hessischen und der rheinland-pfälzischen Landesmedienanstalt nach einer gemeinsamen Sitzung mit Bente die Befürchtung, daß die *starke Emotionalisierung* der Sendungen sowie die *Enttabuisierung* intimster Bereiche menschlichen Lebens zu einer Verschiebung der Wertorientierung führten. Deswegen müsse die gesellschaftspolitische Diskussion über die Talkshows weitergehen.

Und in der Tat: Gut ein halbes Jahr später setzte die öffentliche Debatte breitenwirksam ein. Was all die fachkundigen Konferenzen, Tagungen und Artikel nicht schafften, kam in Bewegung, als die Politik das Wort ergriff und plötzlich ab April statt des akademischen „Affektfernsehens“ das Wort vom *Schmuddel-TV* die Runde machte. Bayerns Familienministerin Barbara Stamm sprach von „schamlosen Vorfürhrungen menschlicher Sexualität“ und fügte hinzu: „Diese Art, Quote zu machen, ist billig und widerwärtig, damit muß endlich Schluß sein“. Öffentliche Unterstützung erhielt sie von ihrem Ministerpräsidenten Edmund Stoiber, und das gleich noch via „Bild am Sonntag“.

Die Talkmaster versuchten daraufhin, den Spieß umzudrehen und warfen den Politikern publikumswirksamen Wahlkampf vor. Ein schwaches Argument. Denn in die gleiche Kerbe wie die CSU-Politiker schlug auch der rheinland-pfälzische Ministerpräsident Kurt Beck (SPD), als Vorsitzender der Rundfunkkommission der Länder quasi oberster Medienpolitiker der Republik. In einem unmißverständlichen Brief an den Präsidenten des Verbandes Privater Rundfunk und Telekommunikation (VPRT), Jürgen Doetz, machte er sich im April 1998 die öffentliche Kritik zu eigen.

Beck monierte, die Talkshows hätten fast regelmäßig Themen aus dem Bereich der Pornographie zum Gegenstand und beinhalteten Gespräche, in denen Interviewgäste häufig ihre intimsten sexuellen Eigenheiten bis hin zu Abartigkeiten umfänglich ausbreiteten. Die Verantwortlichen des privaten Rundfunks forderte er auf, diesen Entwicklungen mit Entschiedenheit entgegenzusteuern. Rechtsnormen, so Beck, könnten „immer nur einen Rahmen gegen gesellschaftsschädigende oder -beeinträchtigende Sendungen setzen“. Um so mehr seien „die Medien selbst gefordert, diese Rahmenbedingungen verantwortungsbewußt auszufüllen und im Geiste der Werteordnung unserer Verfassung umzusetzen“.

Die Beachtung von Verhaltensgrundsätzen wurde zugesagt

Bei ihren Interventionen konnten sich die Politiker breiter Unterstützung sicher sein. Nachdem sich die kirchlichen Gremienmitglieder schon im November 1997 mit dem Thema Talkshow befaßt und vor einem Herunterspielen der Gefahren gewarnt hatten, verabschiedete das Direktorium der Katholischen Rundfunkarbeit Deutschlands (KRD) am

30. April 1998 auf seiner Sitzung in Fulda eine Erklärung, in der es heißt:

„Die Themen und der Stil der Kommunikation in den mit-täglichen Talkshows verletzen häufig nicht nur den guten Geschmack, sondern sie sind dazu angetan, Kinder und Ju-gendliche sozialetisch zu desorientieren. In nicht wenigen Fällen muß von einer Verletzung der Menschenwürde ge-sprochen werden. Oft genug werden Menschen mit ihren in-timsten Wünschen und Beziehungen, ihren Ängsten und ihren Verletzungen ins Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit gezerrt.“ Im Blick auf die Themen und ihre Präsentation stellt die KRd fest: „Welchen Eindruck von den Beziehungen und vom Sexualleben der Menschen müssen Kinder bekom-men, denen Tag für Tag ein Raritätenkabinett der Absonder-lichkeiten frei Haus geliefert wird.“

Weiter fordert die KRd die Veranstalter auf, sich freiwillig eine *Selbstbeschränkung* im Interesse der Gesellschaftsverträglichkeit aufzuerlegen. Gleichzeitig wird der Gesetzgeber auf-gefordert, im Zuge der Beratungen zum Vierten Rund-funkänderungsstaatsvertrag die Frage der Talkshows zu problematisieren und, sofern von den Veranstaltern keine verbindliche Selbstbeschränkung zugesagt und organisiert wird, auf gesetzlichem Weg den aufgetretenen Fehlentwick-lungen zu begegnen. Diese KRd-Erklärung ging in den ersten Mai-Tagen 1998 an alle Staatskanzleien. Zur gleichen Zeit tagte die Direktorenkonferenz der Landesmedienanstalten (DLM) in Frankfurt und empfahl die Einleitung eines Prüf-verfahrens gegen „Arabella“ mit dem Ziel, einen Sendeplatz nach 20.00 Uhr festzulegen. Gleichzeitig mahnte die DLM die Privatveranstalter, den längst angekündigten Branchenkodex vorzulegen.

Bis dahin waren erst zwei Talk-Sendungen wegen Verstoßes gegen den Jugendschutz beziehungsweise gegen die Men-schenwürde offiziell beanstandet worden. Eine Ausgabe von „Vera am Mittag“ und eine von „Sonja“ („Hilfe, mein Kind schlägt mich“). Beide Beanstandungen, eine mit einem Buß-geld von 200 000 Mark, die andere mit 100 000 Mark verse-hen, gingen von der LPR Rheinland-Pfalz aus. Als jetzt auch Sendungen von RTL und insbesondere das PRO 7-Format „Arabella“ mit Beanstandungen bedroht wurden, hatte auch VPRT-Präsident Doetz, hauptberuflich Sat.1-Geschäftsfüh- rer, bessere Karten in Verhandlungen mit den anderen Talk-show-Veranstaltern. Vorher hatte beispielsweise RTL ihn wissen lassen, für eine gemeinsame Konvention, also eine Art „Abrüstung“ sehe man keinen Anlaß, da noch keine RTL-Sendung beanstandet worden sei. PRO 7-Chef *Georg Kofler* beklagte zunächst öffentlich eine Beeinträchtigung der Pres-sfreiheit, aber intern soll er sich selbst geschockt gezeigt und auf den Tisch gehauen haben, als er sich angesehen hat, was sein Sender ausstrahlte.

Als sich die DLM Ende Juni 1998 in Hamburg wieder traf, legte der VPRT „Freiwillige Verhaltensgrundsätze zu Talk-shows im Tagesprogramm“ vor. Die Direktoren begrüßten

das Papier als Abschluß einer langwierigen Diskussion und äußerten die Erwartung, daß nun eine konsequente Umset-zung der Verhaltensgrundsätze folge. Und sie fügten, fast möchte man sagen mit erhobenem Zeigefinger, hinzu: „Öf-fentlichkeit und Medienaufsicht werden die Veranstalter an ihren Zusagen messen.“ Worin bestehen nun die Zusagen der Verhaltensgrundsätze?

Meinungspluralität ohne Meinungsbeliebigkeit soll vermittelt werden, volksverhetzenden Anschauungen soll kein Forum geboten werden. Die Moderatoren sollen gegen jene ein-schreiten, die zur Intoleranz oder zur Mißachtung der Men-schenwürde aufrufen, und entsprechende Äußerungen „in der gebotenen Schärfe in den normativen Kontext einord-nen“. Je fragwürdiger eine Meinung sei, desto stärker müsse das Sendungs-ganze ein Gegengewicht schaffen, fordern die Leitlinien, damit sozialetisch desorientierende Wirkungen bei Kindern und Jugendlichen verhindert würden.

Mehr Sorgfalt versprechen die Verhaltensgrundsätze auch bei der Auswahl der Talk-Gäste, insbesondere bei Kindern und Jugendlichen. Die Themen Sexualität, Gewalt und extrem belastende Beziehungskonflikte sollen sensibel behandelt werden. Leitgedanke müsse sein, Kinder und Jugendliche vor einseitigen, unrelativierten und desorientierenden Extrem-Vorstellungen zu schützen. Das Außergewöhnliche und von gesellschaftlichen Normen Abweichende soll nicht als das Normale dargestellt werden.

Vom Schmuttel-TV zum Konfro-Talk

Moderatoren sollen gegen vulgäre Redeweisen einschreiten. Aufgrund dieser Regelung hört man jetzt häufig einen Pieps-ton in den Talkshows, weil bei der Nachbereitung der aufge-zeichneten Sendungen Vulgärausdrücke herausgeschnitten wurden. Die Moderatoren seien „verantwortlich für die Ein-haltung von Regeln, die einen Meinungsstreit ermöglichen sol-len, der von der Achtung der Diskussionsteilnehmer unterein-ander geprägt ist.“ Zur Versachlichung sollen sie beitragen und sich schützend vor labile beziehungsweise emotional oder in-tellektuell überforderte Gäste stellen. Um den Verhaltenskodex kontinuierlich zu überprüfen, wird eine stärkere Einbindung der Jugendschutzbeauftragten der Sender sowie der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen festgeschrieben.

Nach der Verabschiedung der Verhaltensgrundsätze beru-higte sich die monatelang geführte Debatte über das „Schmuttel-TV“ erst einmal. Die Sommerferien und der wirkliche Wahlkampf verdrängten das Thema, und „Ara-bella“ wurde wirklich braver. Aber schon mit dem Start von „Birte Karalus“ bei RTL am 14. September letzten Jahres flammte die Diskussion erneut auf. Standen bislang die Sex-themen am Pranger, war mit diesem neuen Format die Wende vom *Sex-* zum *Trash-TV* oder zur *Konflikt-Show* ein-geläutet. Ging es zuvor um Gespräche, in denen von Bezie-hungs- und anderen Problemen die Rede war, dann werden

jetzt die Protagonisten solcher Konflikte wie Eifersucht, Untreue, Eltern-Kind-Schwierigkeiten unmittelbar aufeinander losgelassen, um nicht zu sagen aufeinander gehetzt. „Konfro-Talk“ heißt das neue Schlagwort. Da erscheint es nur noch blauäugig, wenn neuere Untersuchungen zufrieden feststellen, die Anteile der Sexthemen in den Daily-Talks sei rückläufig.

Es kommt einem vor, als spielten die Sender mit ihren Kritikern Hase und Igel. Kaum hat sich die öffentliche Diskussion auf ein bestimmtes Fehlverhalten eingeschossen, werden dort kosmetische Veränderungen vorgenommen, um gleichzeitig an anderer Stelle neue Reize zu setzen. Denn das Publikum will unterhalten sein, die Hemmschwelle sinkt, die Reize müssen immer intensiver werden. Wenn kirchliche Vertreter in den Landesmedienanstalten auch nur leise das Wort von den „sozialen Kommunikationsmitteln“ im Ohr haben sollten, dann müssen sie gegen diese asoziale Nutzung der Medien protestieren. Und sie tun es, wie jüngst in den norddeutschen Landesmedienanstalten.

Es gibt überhaupt keinen Anlaß, die zum Teil ideologisch besetzten Diskussionen um die Einführung des kommerziellen Rundfunks Anfang der achtziger Jahre aufleben zu lassen. Aber es soll doch daran erinnert werden, daß katholische Stellungnahmen schon damals (1982) im Anschluß an die Pastoralinstruktion „*Communio et Progressio*“ aus dem Jahre 1971 nachdrücklich eine verbesserte Kommunikation in der Gesellschaft gefordert haben. Der Grundsatz, daß die Bewertung der Medien und ihrer Programme sich durch die Beantwortung der Frage ergibt, ob und in welchem Maße sie dem Menschen dienen, hat nichts von seiner Richtigkeit eingebüßt und wird auch in der digitalen Welt seine Gültigkeit behalten.

Welches Fernsehen verträgt die Gesellschaft?

Menschen dienlichkeit ist einer der Begriffe aus dem katholischen Vokabular. In den medienkritischen Äußerungen anderer hört man ihn nicht. Das Feld wird vorwiegend vom Medienrecht und von den Sozialwissenschaften beackert. Die einschlägigen Untersuchungen zu den Talkshows sind Auftragsarbeiten der Landesmedienanstalten, deren Programmaufsicht sich nach medienrechtlichen Kriterien vollzieht.

Jede formelle Beanstandung beispielsweise ist ein Verwaltungsakt, gegen den die Fernsehveranstalter die Instanzen der Verwaltungsgerichtsbarkeit anrufen können. Immer wieder kommt es in den plural zusammengesetzten Ausschüssen der Landesmedienanstalten vor, daß deren Mitglieder quer durch das Spektrum von Parteien und gesellschaftlichen Gruppen eine Sendung ablehnen, um sich dann von den Juristen erklären zu lassen, daß diese Sendung rein rechtlich noch hingenommen werden müsse.

Sicher hat das Recht viele gute Argumente auf seiner Seite. Es

kann nicht darum gehen, persönlichen Geschmack an seine Stelle zu setzen. Auch ist die Rundfunkfreiheit ein hohes Gut. Eingeschränkt wird sie fast nur durch den Jugendschutz. Das hat auch zur Folge, daß die Untersuchungen vorwiegend der Frage nachgehen, ob und wie Sendungen von Kindern und Jugendlichen wahrgenommen werden. In diese Richtung zielt auch die Fragestellung der Nachfolge-Studie zu der oben zitierten Bente-Untersuchung, die von der LfR und der LPR gemeinsam in Auftrag gegeben wurde. Sie stellt den Forschern, die wahrscheinlich im Herbst 1999 ihre Ergebnisse publizieren werden, die Leitfrage, inwieweit sich bei Jugendlichen im Alter von 12 bis 17 Jahren die Wahrnehmung der Wirklichkeit sowie das Menschenbild verändern, wenn sie häufig Talkshows verfolgen.

Die schon bekannt gewordenen Erkenntnisse laufen einmal mehr auf die bekannte Tatsache hinaus, daß die Wirkung stark von der Disposition der Rezipienten abhängig ist. Konkreter: am ehesten lassen jüngere Mädchen mit mittlerem oder niedrigem Bildungsstand und einem problematischen lebensweltlichen Hintergrund ihr Selbst- und Realitätskonzept durch Talkshows beeinflussen. Obgleich ein Teil der Jugendlichen die Inszenierungsmuster der Talkshows durchschaue, nutzten Jugendliche diese Produkte doch auch „in nennenswerter Zahl zur eigenen Orientierung“.

Aus der Sicht kirchlicher Medienexperten springt zu kurz, wer die Debatte allein am Jugendschutz aufhängt. Ohne Zweifel befindet man sich damit auf festem medienrechtlichen Terrain. Aber zu meinen, wenn ein Mensch erst einmal 18 Jahre alt sei, könne ihn nichts mehr aus der Bahn werfen, widerspricht jeder Alltagserfahrung. Und mit dieser Erfahrung und diesem Gespür greifen viele nur sehr zögerlich und skeptisch nach den Beruhigungspillen der Wissenschaftler. Einen interessanten Ansatz vertritt der Münchener Kommunikationswissenschaftler *Hans-Bernd Brosius*. Sein „Kultivierungsansatz“ spricht davon, daß die Kumulation und Konsonanz medialer Stimuli, ein System gleichlaufender Botschaften (system of messages), Auswirkungen auf die Sichtweise von Realität erzeuge. Vereinfacht: Wer dauernd Krimis sieht, schätzt die Kriminalitätsrate weit höher ein als sie in Wirklichkeit ist. Oder im Bereich Sex: Vielseher schätzten bestimmte Praktiken oder Sex in aller Öffentlichkeit ganz anders ein als Wenigseher.

Die freiwilligen Verhaltensgrundsätze sind nach dem Urteil der Dokumentationsstelle Talkshows der DLM nur mangelhaft umgesetzt worden, wovon sich jeder Zuschauer tagtäglich überzeugen kann. Der Stil des Umgangs ist noch verheerender geworden. Der 4. Rundfunkänderungsstaatsvertrag, der am 1. April 2000 in Kraft tritt, ermächtigt die Landesmedienanstalten denn auch, Daily Talks auf eine Sendezeit nach 20.00 Uhr zu verlegen, wenn sie gegen die Jugendschutzbestimmungen verstoßen. Statt „Vera am Mittag“ dann „Vera zur Mitternacht“? Eher unwahrscheinlich!

Doch die Diskussion muß weitergehen, natürlich unter Einbeziehung der psychologischen und kommunikationswissenschaftlichen Fachleute. Nur sollten nicht mehr das Auszählen und Katalogisieren von Talkshow-Themen im Vordergrund stehen, sondern die Frage nach dem Wie der Sendungen, nach dem Kommunikationsstil, etwa im Sinne von Brosius.

Das letztjährige Gremientreffen der evangelischen und katholischen Vertreter in den Rundfunkräten und Landesmedienanstalten stand unter dem Thema „Welches Fernsehen verträgt die Gesellschaft?“ In diese Richtung muß weitergedacht werden. „Gesellschaftsverträglichkeit“ könnte ein Schlüsselbegriff für die weitere Debatte werden.

Günther Grempp

Weltuntergang aus dem Computer?

Bedenkliches und Kurioses vor der Jahrtausendwende

Kaum ist die Sonnenfinsternis am 11. August überstanden, rückt der symbolträchtige Jahreswechsel 1999/2000 in greifbare Nähe. Die Parties werden vorbereitet, Computerspezialisten sind heftig an der Arbeit, um den reibungslosen Übergang ins Jahr 2000 zu gewährleisten, die Werbung nutzt das Großereignis Jahrtausendwende auf ihre Art. Hermann Vogt hat sich zwischen Deutschland und Amerika auf dem bunten Feld der Vorbereitungen für den Übergang ins neue Jahrtausend umgesehen.

In diesem Jahr 1999 ist an vielen Stellen eine fast schon unwirkliche Stimmung festzustellen. Wir sind umgeben von einem Gemisch aus Erwartung, Aufbruch und Hoffnung, aber auch von Unsicherheit, Angst und kollektiver Depression. Von der unmittelbar bevorstehenden Zukunft wird fast alles erwartet: Freundliches und Beklemmendes, Erlösung und Chaos, Leben und Tod. Ungereimte Zukunftsperspektiven werden auf einmal für möglich gehalten. Vieles läßt sich verkaufen, was sonst nicht abzusetzen wäre. Die hohe Zeit der Werbung ist gekommen. Als seien die erprobten Sicherungen und der natürliche Selbstschutz der Leute ausgefallen, wird ohne nüchterne Kontrolle geordert, gebucht, geplant, umgesetzt – und geträumt.

Die italienischen Modemacher haben den Schritt ins Jahr 2000 schon längst vollzogen. Die neue Herbst- und Wintermode legt Wert auf dezente Kleidsamkeit, wozu wertvolle Stoffe und viel Leder eingesetzt werden. Die Couturiers in Mailand haben das Ende des Purismus, der sich auf die Farben Schwarz, Braun und Grau gestützt hatte, ausgerufen. Rechtzeitig zur Jahrtausendwende tauchen Rot, Orange, Blau und Grün wieder auf. *Laura Biagotti* stellt futuristisch leuchtende Farben so dicht nebeneinander, daß dabei ein „Kirchenfenstereffekt“ entsteht, was dann eine Anspielung der *alta moda* auf die spirituelle Dimension des Millenniumwechsels sein könnte.

Immer häufiger werden Kontaktanzeigen gedruckt, in denen die Personen, die sich begegnen wollen, „nicht allein ins Jahr

2000“ gelangen und „gemeinsam tief ins neue Jahrtausend“ hineinleben wollen. Dem störenden Gedanken, daß sie alle ziemlich früh im neuen Jahrtausend sterben werden, wird einstweilen keine Aufmerksamkeit geschenkt. Das New Yorker Metropolitan Museum of Arts gibt schon seit Januar 1999 Einlaßmarken aus, die jeden Tag mit neuer Farbe die Botschaft verbreiten: „2000 – The Met and the New Millennium.“

Weniger glücklich ist Venedigs Opernhaus *La Fenice* dran, das nach dem Brand von 1996 zunächst am 29. Dezember 1999 wiedereröffnet werden sollte, aber jetzt erst im Jahr 2001 fertig sein wird. Ernster zu nehmen sind dann schon die Sorgen der Kaviarimporteure, daß wegen eines Produktionsrückgangs und vor allem wegen des drohenden Zusammenbruchs der Computer am Jahresende die Bestellungen der vermögenden Kundschaft zur Jahrtausendwende nicht erfüllt werden könnten. Was soll das für eine Jahrtausendfeier werden, wenn zwar die teure Modelkleidung aus Mailand eingetroffen ist, am entscheidenden Abend jedoch der Kaviar fehlen wird?

Y2K und Millennium bug

Eine panische Angst hat die Direktionsetagen von Industrie, Handel und Gewerbe erreicht, und in den Planungsstäben der Regierungen macht sich Unbehagen breit. Was wird geschehen, wenn am 1. Januar 2000 Strom und Wasser ausfal-